

Nr. 75

Hast du das Geräusch um die Ecke gehört? Möchtest du in die Action-Story von Charlie eintauchen?

„Habt ihr das eben auch gehört?“ fragte ich. Die Anderen schüttelten verwundert den Kopf und wandten sich wieder ab. Doch meine Neugier war geweckt. Ich schlich vorsichtig in Richtung der Hausecke aus der das Geräusch kam. Je mehr ich mich ihr näherte desto klarer vernahm man ein lautes, stockendes Atmen. Alle meine Armhärchen stellten sich auf und mir wurde ganz heiss. Einen kurzen Blick zurück bestätigte mir das meine Kollegen einfach ohne mich weitergegangen sind als ob ich Luft wäre. Dann muss ich da wohl alleine durch. Das Atmen war noch immer da und ich wusste nicht recht, ob ich davon beunruhigt sein sollte oder nicht. Ganz vorsichtig tastete ich mich mit dem Rücken an die Hausmauer gepresst, der Wand entlang. Nur noch wenige Zentimeter trennten mich von dem „Ding“. Sollte ich einen Blick um die Ecke wagen? Ich spürte zwar die Angst in mir hochkriechen doch ich schluckte sie herunter. Ganz, ganz langsam spähte ich um die Ecke und wünschte mir im selben Moment ich hätte es nicht getan. So eine grässliche Kreatur hatte ich noch nie in meinem ganzen, erbärmlichen Leben gesehen. Das war mit Abstand der schlimmste Anblick. Ich kann es gar nicht in Worte fassen. Ich glaube ich bin sprachlos. Wie gelähmt stand ich da und alles in mir schrie danach, dass ich nun dringend losrennen sollte. Warum zur Hölle konnte ich mich keinen Zentimeter bewegen? Das Atmen wurde lauter, kam näher und hörte sich nun ärgerlich an. Ich vergaß Luft zu holen und würde mein Körper nicht selber arbeiten, so kann ich darauf schwören, dass ich gestorben wäre. Ich bekam Kopfschmerzen vom hektischen Möglichkeiten suchen für eine erfolgreiche Flucht und mir wurde langsam aber sicher etwas bewusst... „Zsssschhh“, machte es als mir die Luft aus dem Magen geboxt wurde. Ich konnte weder um Hilfe schreien, noch mich bewegen. Das war mein sicherer Tod. Das letzte was ich sah war die hässliche Fratze des Ungetüms, das mich wohl oder übel niedergestreckt hatte. Dann wurde mir schwarz vor Augen.

„Jamie? Kaipō? Tjorven?“ rief ich. Ich dämmerte weg.

Sehr viel Zeit muss vergangen sein als ich wieder vollständig zu Bewusstsein kam. Mir war noch nie in meinem Leben so schwindelig, geschweige denn fühlte ich mich so mies. Allein zu sein fiel mir nie

schwer, aber nicht diese Art von Alleinsein. Ich fühlte mich regelrecht leer. Was war passiert? Und wo steckten meine besten Kollegen? Schmerzlich erinnerte ich mich und bekam Panik. Wo war „Es“? Hektisch schaute ich mich um doch ich war allein. Ganz allein. Warte, wo war ich überhaupt? Eine unbekannte, weite Wiese erstreckte sich vor mir. In der Ferne glaubte ich die Umrisse eines Dorfes zu erkennen. Doch hinter mir war nichts. Ich konnte es nicht einordnen. Einfach nichts war da. Keine Straße, keine Wiese, kein Wald, kein Dorf, ganz schlicht gar nichts. Das ging über mein Vorstellungsvermögen. Aber es war real. Langsam wollte ich in Richtung der Wiese laufen. Doch ich konnte mich keinen Zentimeter rühren. Mit aller Kraft versuchte ich meinen rechten Fuß zu heben, aber er blieb wo er war. „Was zur Hölle geht hier vor sich?“ rief ich verzweifelt. Kalter Schweiß rinn mir die Stirn runter. Ich wischte ihn mit einer schnellen Handbewegung weg. Da passierte es, alles wurde stockdunkel und ich konnte nicht mal mehr meine eigene Hand vor Augen erkennen. Angst kroch wie eine heimtückische Krankheit in mir hoch. Die Angst entwickelte sich zu Panik und ich hatte Mühe zu atmen. Hilflos schnappte ich nach Luft aber es war keine vorhanden. Dann brach ich zusammen.

Eine Stimme drang zu mir durch: „Hallo? Bringt Wasser und einen Arzt!“ Mein Kopf schmerzte noch nie so sehr wie in diesem Augenblick. Ein Pochen hinter meiner Stirn erschwerte mir das Denken. Ich versuchte meine schweren Augenlieder zu heben, doch ich war zu schwach. Daher verließ ich mich auf mein Gehör. Anscheinend haben mich ein paar hilfsbereite Menschen gefunden und suchten gerade einen Arzt auf. Auf jeden Fall hörte ich viele aufgeregte Stimmen durcheinander schreien und die sich gegenseitig Anweisungen gaben. Eine war eindeutig die eines Mannes im mittleren Alter, vermutlich war es der Arzt, denn die Stimme näherte sich mir. Mir wurde bewusst, dass ich keine Ahnung hatte was in den letzten Stunden real war und was ich mir eingebildet hatte. Da fuhr ich zusammen, ein stechender Schmerz machte sich in meinem Oberarm breit. Ich wollte schreien, doch ich hatte einen viel zu ausgetrockneten Mund. „Ganz ruhig, das war nur ein Gegenmittel gegen den Biss“ sagte der Arzt. Mir wurde kurz schummrig, aber dann liess der Schmerz nach. „Es“ hatte mich gebissen? Warum kann ich mich nicht erinnern? Werde ich überleben oder kommt die Hilfe erst viel zu spät? Wie lange war ich weggetreten? So viele Fragen schwirrten in meinem kleinen Menschenhirn herum und dabei hatte ich noch so schlimme Kopfschmerzen.

Ich spürte wie mich ein paar Menschen auf eine Barre hoben und mich wegtrugen. Einen kurzen Augenblick schaffte ich es meine Augen zu

öffnen und sah noch ein Bein, des vermutlich hässlichsten Ungetüms auf diesem Planeten, hinter einer Hausecke verschwinden. Die Umgebung kannte ich, hier hatte ich mich an das Etwas angeschlichen und meine Freunde verloren. Dann vielen mir die Augen wieder zu und ich bekam noch eine Spritze, kurz danach schlief ich ein.

Am nächsten Morgen wachte ich in einem schneeweißen, weichen Meer aus Kissen und Decken auf. Ich blickte direkt in zwei riesige, blaue Augen. „Ah schön du bist aufgewacht“ meinte die Person vor mir. Ich schaute mich neugierig um. Außer dem riesigen Bett und einer winzigen Kommode unter einem Fenster war nichts in dem Raum. Dann widmete ich mich dem Menschlichen Wesen vor mir. „Wer sind sie?“ fragte ich ein bisschen frech. „Mellissa, die Forscherin dieser Abteilung. Bevor du fragst, wir haben dich heute kurz nach dem Angriff auf dem Boden liegend gefunden und wollten uns deinen Biss anschauen“, sagte sie erstaunlich nett. Ich machte nur „Oh“ den mehr viel mir dazu auch nicht ein. „Ich forsche an dieser Spezies schon länger und du warst ein tolles Fundstück. Denn dein Biss war frisch und du hast ihn sogar überlebt, was bis jetzt noch nie vorkam“. Ich fühlte mich irgendwie auf einen Schlag nicht mehr so wohl, eher benutzt, als ob ich nicht mehr wert als ein Objekt habe. Diese Menschen, Ärzte und Forscher waren vermutlich nicht an meinem Leben, sondern an meiner Verletzung interessiert. Dabei spielte mein Überleben eine wichtige Rolle, denn es war für SIE ein Pluspunkt. Bisher mussten sie immer mit Leichen vorliebnehmen. „Ich will aber ganz bestimmt nicht irgendwie seziert oder aufgeschnitten werden!“ rief ich, nachdem ich mir einiges zusammengereimt habe. Mellissa legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter und sagte mit noch netterer Stimme: „Keine Angst, wir wollen dich ganz bestimmt nicht zerlegen oder an dir OPs durchführen. Wir möchten dir lediglich helfen und deinen Biss untersuchen. Sonst hätten wir dich wohl sterben lassen und dich dann ausgenommen“. Ich glaubte einen leichten schadenfreudigen Unterton herauszuhören. Aber vielleicht täuschte ich mich auch und war zu kritisch fremden Menschen gegenüber. Mellissa mustert mich aufmerksam mit so einem Röntgenblick, bei dem man Angst hat, dass sie gleich ein Loch durch einen hindurch bohrt. Ich lächelte vorsichtig und sie erwiderte es strahlend mit einem Zahnpastawerbung-Lächeln.

Nun zückte Mellissa einen Bleistift und Block und fing an, mich über alle meine Allergien, Unverträglichkeiten und Probleme aus zu fragen.

„Danke viel Mal, so können wir uns ein genaueres Bild über deine Reaktionen auf den Biss machen und das perfekte Gegenmittel entwickeln. Du bist uns eine große Hilfe und ich mag dich echt“, sagte Mellissa.

Kurz nachdem sie verschwunden war, klopfte es an der Tür. „Ja?“ rief ich. Herein kam ein Mann im mittleren Alter, mit Kurzhaarschnitt, einer eckigen Brille auf der spitzen Nase und einem kleinen Tablett. Der Mann erinnerte mich direkt an den Typ Lehrer den es an jeder Schule gab. „Ich bin Louis und dachte vielleicht hast du ja Hunger“ sagte der Lehrertyp. Da erst merkte ich wie hungrig ich eigentlich war. Aber eine kleine Alarmglocke, in einer der hintersten Ecken in meinem Gehirn rang laut als ich das bläuliche Getränk betrachtete. Ich wartete bis Louis wieder ging. Dann beäugte ich den Teller mit Tomatenspaghetti und das seltsam blau gefärbte Getränk von allen Seiten. Mittlerweile bin ich mir ziemlich sicher, dass sie mich lieber tot sehen wollen, denn Mellissa wirkte so künstlich nett. Hastig ging ich alle Fluchtmöglichkeiten in meinem Kopf durch und entschied mich für die klassische Variante: Das Fenster. Leise öffnete ich es und blickte hinaus. Das Glück war auf meiner Seite. Ich konnte problemlos hinausklettern und von einer Hauskante zwei Meter hinab in eine hohe Wiese springen. Das alles erschien mir fast ein bisschen zu leicht und ich blickte zu dem großen Haus zurück, doch bis auf mein Fenster waren alle abgedeckt oder die Rollos heruntergelassen worden. Entsetzt bemerkte ich das fiese Grinsen von Mellissa, die aus einem winzigen Guckfensterchen auf der rechten Seite des Hauses spähte. Ich nahm die Beine in die Hand und rannte so schnell wie ich noch nie gerannt bin auf einen kleinen Wald zu. Adrenalin schoss durch meinen Körper. Langsam fing ich an die ganzen Geschehnisse der letzten Tage zu verarbeiten. Mir wurde klar, dass das Etwas das mich gebissen hatte, anscheinend wirre Träume verursachte die unglaublich realistisch erscheinen. Die hinterlistigen Forscher wollten mich austricksen in dem sie erst mein Vertrauen gewinnen und mich dann umbringen. Sie haben ein Gegenmittel entwickelt und mich gerettet. Nun bin ich auf der Flucht und frage mich was eigentlich meine Kollegen machen. Ich merkte, dass ich sie sehr dolle vermisse. Wie schön es war mit ihnen den Internat-Angestellten Streiche zu spielen. Am Abend, wenn wir längst schlafen sollten uns Horror-Geschichten erzählten. Wir waren immer gegenseitig für uns da. Doch ich muss mich jetzt auf die Gegenwart konzentrieren. Ich war auf mich allein gestellt und musste nun gut handeln. Als erstes sollte ich so viel Strecke wie möglich zwischen mich und das unheimliche Forscher-Gebäude bringen. Dann sollte ich nach einem Versteck oder Unterschlupf Ausschau halten. Wenn ich mich sicher genug fühle werde ich mich auf die Suche nach meinen besten Kollegen machen.

«Hoppla», sagte ich erstaunt als ich über eine plötzlich aus dem Boden ragende Wurzel stolpere. Diese eine lange Sekunde in der ich wie wild mit den Armen fuchtle um nicht umzufallen drehte ich mich um und schaute zurück. «Was zur...», fing ich an doch ich wurde unsanft

unterbrochen. Etwas hatte mich von der Seite gepackt und zog mich ruckartig hinter den Baum. Gerade rechtzeitig den nun sah ich ein paar Hundert Meter entfernt Mellissa das Haus verlassen. Sie hatte mich also zum Glück nicht gesehen. Doch was oder wer hat mich gerettet? Oder konnte man überhaupt von Glück ausgehen? Langsam drehte ich mich der Person oder dem Ding das mich weggezogen hatte zu. Mir blieb das Herz stehen. Es war schlimmer als Mellissa oder die Forscher. Es war «ES». Vor lauter Angst wollte ich laut aufschreien.

Ich tat es auch aus voller Kehle. Gehe auf Nummer 76.

Ich konnte es mir gerade noch verkneifen. Gehe auf Nummer 77.

Nr. 76

Vor Schreck wollte ich mir die Hand vor den Mund schlagen. Wenn ich nun nicht von dem „Ding“ umgebracht werde, dann werde ich einen qualvollen Tod im Forschungslabor erleiden. Ich glaubte schon die schnellen Schritte von Mellissa näher kommen zu hören und wünschte mir nichts weiter als das etwas Unglaubliches geschieht. Das alles passierte so schnell innerhalb von wenigen Sekunden das ich fast nicht mit kam. Ängstlich blickte ich das „Ding“ an. Es fletschte hasserfüllt die spitzen langen Zähne. Mit einem seiner langen Beine, die auch als Arme funktionieren hielt es mich umklammert. Seine hässlichen Augen blickten mich hinterhältig an. Erst jetzt merkte ich wie ich mit den Zähnen klapperte und am ganzen Körper vor Angst zitterte. Dumpf drang der Klang von Mellissas Schritten zu mir durch, wie aus einer anderen Welt. Mein letztes Wort war: „Lauf“, ich wusste nicht wieso ich Mellissa helfen wollte, aber in diesem Moment dachte ich nur daran ein Menschenleben zu retten und irgendwie versuchte ich auch das Gute in ihr zu sehen. Dann biss ES mir den Hals durch.

Du hast gerade Charlie umgebracht. Kehre zur Nummer 0 zurück.

Nr. 77

Ich konnte es mir gerade noch verkneifen.

Ich war überfordert. Irgendwie hatte ich mich schon fast sicher gefühlt doch das war ein klarer Fehler. Ich habe vermutlich noch nie so oft und schnell nachgedacht wie in den letzten Tagen. Das tat meinem Hirn nicht

gut. Aber wieso hatte sich das Ding noch nicht auf mich gestürzt? Ist es doch nicht so gefährlich? Aber das war Wunschdenken. Denn schon im nächsten Augenblick holte das Ding aus und wollte mich in der Mitte durchbeißen. „Nein so nicht! Du musst dir schon einen anderen Snack suchen“, rief ich. Ob mich das Ding überhaupt versteht weiß ich nicht. Aber die hässlichen Augen vom ES weiteten sich verwundert. Damit hatte es wohl nicht gerechnet. Diese eine Sekunde der Verwunderung nutze ich und wand mich aus dem gelockerten Griff von dem Ding.

Ich sprintete so schnell mich meine kurzen Beine trugen. Dieses Mal war es anders, zuvor hatte ich zwar Angst aber nicht SO eine Angst. Mellissa war mir egal, die Forscher waren mir egal, was zählte war das Ding: Es verfolgte mich offensichtlich und ich hatte keine Ahnung warum. Ich wollte nur lebend hier rauskommen und meine besten Kollegen wiedersehen.

Ringend nach Luft stolperte ich in Richtung Dorf zurück. Rennen konnte man meine Fortbewegungsweise schon lange nicht mehr nennen. Ich hatte mich nicht mal in Sport so angestrengt. Aber wenn es um das eigene Leben geht, ist man noch mal erstaunlich viel schneller. Ich erlaubte mir kurz in eine Art Trab zu fallen und drehte den Kopf um. Mellissa war weit und breit nicht mehr zusehen, genauso wenig wie das Ding.

Doch eines hatte ich gelernt: Wenn man sich sicher zu glauben fühlt ist man es am wenigsten. Ich beschleunigte also bald wieder und sah wie sich der kleine Wald langsam lichtete und ich die ersten Häuser erspähen konnte.

Eine kleine Hoffnungswelle brandete in mir auf und ich überlegte ob ich irgendwo klingeln sollte und fragen ob sie mich hereinbitten würden. Aber das erschien mir zu wenig weit weg von dem gruseligen Forschungshaus und dem Ding. Es gab also nur etwas. Den Bahnhof.

Ich erreichte ihn schon bald und guckte gehetzt auf den zerkratzten Bildschirm der die Züge ankündigte. Ich versuchte mühsam die Orte und Uhrzeiten zu lesen. Aber sehr viele Buchstaben und Zahlen waren komplett kaputt und unlesbar.

Ich entdeckte einen Zug der bald fuhr. Ich konnte bloß nicht erkennen wohin. Das war mir zu dem Zeitpunkt aber total egal da ich nur so weit wie möglich weg wollte. Ganz viel Strecke zwischen mich und meine Verfolger zu bringen war mein Hauptziel. Da ertönte auch schon eine blecherne Stimme durch die Lautsprecher und kündigte die Einfahrt des nächsten Zuges an.

War das Glück auch mal auf meiner Seite? Ich hatte wahrscheinlich noch nie in meinem Leben so viele verschiedene Gefühle an einem Tag. Ich war noch nie so gehetzt und dauernd vor irgendwas auf der Flucht. Bis auf das Mal in dem ich der Französischlehrerin die Brille geklaut und sie dem Mathelehrer untergeschmuggelt habe. Das war sogar sehr amüsant, den die alte Schrulle torkelte in jede zweite Säule rein und schrie verzweifelt jeden an, der ihr über den Weg lief. Doch als sie mich, mühsam das Lachen unterdrückend dasitzen sah, wusste sie dass ich es war und von da an, machte sie mir mein Leben zur Hölle.

Quietschend hielt der moderne Zug vor meiner Nase an. Ich war nicht viel Zug gefahren in meinem Leben, da uns das unsere Aufpasser nie erlaubten außer zu besonderen Anlässen, wie unseren Geburtstagen. Dann gingen ich und meine Kollegen ins Schwimmbad oder in die weit weg gelegene Stadt. Doch selbst dann hatten wir immer Lehrer oder Aufpasser im Schlepptau.

Vermutlich sah ich aus wie ein Zombie als ich in den Zug einstieg. Ich war so in Gedanken versunken. Wie ferngesteuert ging ich in ein leeres Abteil und ließ mich erschöpft auf dem weichen, blauen Sitz fallen. Ich merkte erst jetzt wie müde ich war und wie dringend ich eine Pause brauchte. Der Zug fuhr genug lang, dass ich mir auch ein kleines Schläfchen gönnen konnte. Das Letzte, was ich sah war der Zug, der sich langsam in Bewegung setzte und das Dorf das an mir vorbeizog. Dann vielen mir die Augen zu.

„Letzte Station Nekofen, bitte alle aussteigen!“, ertönte die Computerstimme von der Zugdurchsage. Ich schreckte aus meinem Halbschlaf hoch. Zum Glück habe ich es noch gehört. Ich blickte aus dem Fenster und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft. Sie war karg und nur wenige Baumgruppen zierten die riesigen Wiesen. Der Zug wurde allmählich langsamer und ich konnte ein paar hundert Meter weiter ein kleines Dorf erkennen. Ich war hoffentlich genug weit von unserem Heimatdorf entfernt. „Bitte ist mir niemand gefolgt“, flüsterte ich ganz leise nur für mich. Eine kleine Träne rann mir die Wange runter als ich an Kaipo, Jamie und Tjorven dachte. Sie waren vermutlich genauso weit weg und auf der Flucht wie ich. Aber was solls. Ich musste mir dringend neue Kleidung besorgen und etwas kleines Essen. Denn mein Magen fing an zu knurren. Der Zug fuhr nun schon fast Schritttempo. Ich erhob mich langsam und streckte erst mal alle Gliedmaßen. Meine Beine fühlten sich wie Pudding an und ich fiel fast hin. Doch ich riss mich zusammen, zwang mich dazu meine Verfolger zu vergessen und konzentrierte mich auf meine aktuelle Hungerlage.

Viele Leute waren nicht in den benachbarten Abteilen und schon gar keine die ich an der Station in unserem Dorf einsteigen sah. Das erste Mal fühlte ich mich wirklich in Sicherheit und so als ob niemand hinter mir her ist. Als ich nun hinter einer groß gewachsenen Frau mit blonden, dichten Locken ausstieg. Genoss ich einfach nur den schönen Freiheitsmoment. Ich sog tief die reine Luft ein und schloss meine Augen für wenige Sekunden.

Am liebsten wollte ich in das nächstbeste Restaurant mich vollstopfen gehen, aber da viel mir ein das ich nicht mal Geld besaß. Mir blieb nichts weiter übrig als irgendwas Essbares zu suchen oder klauen. Doch ich wollte nicht auch noch die Aufmerksamkeit dieses Dorfes auf mich ziehen. Deshalb entschied ich mich für suchen gehen. Als der Zug Richtung Nekofen, also hier hin, fuhr sah ich hinter den winzigen Häusern einen See und eine kleine Baumgruppe. Vielleicht gab es da Beeren? Das wäre besser als nichts. Ich orientierte mich kurz, betrachtete den Bahnhof und lief in die Richtung in die ich den See vermutete. Vom Aufbau her war Nekofen unserem Dorf ziemlich ähnlich. Viele niedliche kleine Häuser, einen Bahnhof, ein Dorfladen in dem die Dorfbewohner ihre Ware verkauften und einen riesigen Springbrunnen in der Mitte des Dorfes.

Hier musste man sich einfach wohl fühlen. Sogar ein altes Hotel stand zu meiner Linken. Es schien zwar nie gepflegt worden zu sein. Aber als Ausflug für Stadtfamilien, genau das richtige. Meine Gedanken schweiften nun doch wieder zu dem Ding, über. Konnte es denken? War es ein intelligentes Wesen? War es überhaupt echt oder habe ich die letzten ein, einhalb Tagen nur geträumt? Viele Fragen quälten mein eh schon, überlastetes Gehirn. Überfordert lachte ich auf. Alles was sich angestaut hatte, konnte man förmlich aus meinem Lachen heraushören. Eine alte Dame, die gerade ihre nasse Wäsche über ein dünnes Seil hängt, schaut mich mitfühlend an.

Ich wollte kein Mitgefühl. Alle sollen mich in Ruhe lassen. Niemand kann mir aus meinen Problemen hinaus helfen. Niemand, außer meine Kollegen.

Schmerz kroch meinen Hals hoch und ich schluckte es hinunter. Ich war ein Kämpfer. So einfach überfordert Charlie nichts!

Dahinten hinter einem dunklen Holzhaus, sah ich wieder den See hervor blitzen. Meine Beine trugen mich automatisch in Richtung Bäume. Erst brauche ich Essen, dann trinke ich was.

Die Baumgruppe war von Beerensträuchern umgeben. Das konnte nur ein Traum sein oder das Glück heiratete mich bald.

Gierig fing ich an die Beeren zu sammeln und stopfte ein paar in meine Hosentaschen. Die anderen warf ich mir in den Mund. Die, die ich in meine Hosentasche packte, wickelte ich in ein großes Blatt ein – nur für den Fall das eine zermatscht wird.

Die Beeren werden meinen Hunger nur vorübergehend stillen. Aber erstmal werden sie reichen müssen. Ich hatte nun aber auch ziemlichen Durst und machte mich auf den Weg zum See. Der See war vermutlich so ziemlich das schönste was ich die letzten Tage sah. Er glitzerte in wunderschönen hellblauen und silbernen Farbtönen. Fast ein bisschen magisch. Verträumt reckte ich mein Gesicht der Sonne entgegen. Tat für einen kleinen Moment nichts, außer die Wärme auf meinen Wangen zu genießen und diesen Moment in meinem Herzen zu speichern. Würden meine Kollegen auch hier sein, wäre es so viel schöner...

Ich näherte mich immer mehr dem See und erblickte eine kleine Hütte. Interessant, dachte ich. Meine Schritte wurden langsamer als ich auch eine Person auf dem Badetuch liegen sah. Ich wollte nicht unbedingt jemandem begegnen. Ich wollte am liebsten gar niemanden sehen.

Doch meine Neugierde siegte, wie so oft. Ich schlich mich also näher heran und blieb dann wie angewurzelt stehen. Nein, das konnte nicht sein. Ich traute meinen Augen nicht. Auch nach hunderten Malen Blinzeln, war sie noch immer da, die Person die sich da richtig entspannt sonnt.

Also schlich ich mich noch ein bisschen näher, so dass sie mich nicht bemerkt. Dann rufe ich laut: „Roouooooaaaarrrr“.

„Hilfe!“, ruft die Person, offensichtlich zu Tode erschrocken. Lachend ließ ich mich neben sie ins Gras fallen. Es war aber ein komisches Lachen, denn alle meine Gefühle spiegelten sich darin wieder, die ganze Anspannung der letzten Tage, die Angst und der tiefe Schmerz durch das Verlieren meiner Kollegen. Als die Person mich erkennt, lacht sie überrascht aber schließt mich sofort in ihre Arme. Für diesen Moment fühlte ich mich wieder geborgen und einfach nur wohl. Doch dann brach auch schon wieder die böse Wahrheit über mir zusammen. „Hey“ flüsterte ich. „Hey Charlie, was machst du hier und was ist überhaupt passiert?“ sagte Jamie. „Ich bin so froh das ich dich gefunden habe, aber wo zur Hölle sind die anderen?“ fragte ich ohne auf Jamies Frage einzugehen. „Ich weiß es nicht, aber hier ist es echt schön“, erwidert Jamie, mit diesem leichten Urlaubslächeln.

Dann brach die ganze Geschichte über die letzten Tagen, aus mir heraus und ich erzählte Jamie alles.

Möchtest du nun Jamies fantasy Geschichte erleben? Dann gehe auf Nummer 50

Möchtest du weiterhin Charlie auf seinem aufregenden Abenteuer begleiten? Dann gehe auf Nummer 78

Nr. 78

Charlie (in Nekofen - Jewil)

Nach diesem emotionalen Wiedersehen, musste ich aber Jamie schweren Herzens zurücklassen. „Pass auf dich auf, ich möchte dich schließlich nicht in meine Probleme reinziehen. Es ist besser, wenn du nicht weißt wo ich bin. Aber sobald ich meine Verfolger sicher hinter Gittern zu wissen habe, kehre ich zu dir zurück“, sagte ich mit belegter Stimme. Jamie nickte und nahm mich ein letztes Mal in den Arm. Dann lief ich zurück Richtung Bahnhof ohne mich ein letztes Mal umzudrehen. Ich sagte mir, dass ich das richtige tat. Denn die Forscher und das Etwas wollte ich auf keinen Fall auf die Spur meiner Kollegen bringen.

Am Bahnhof kaufte ich mir ein Sandwich mit ein paar Münzen die mir Jamie gegeben hat. Ich zwang mich aber dazu erst meine Beeren zu essen. Schmatzend betrachtete ich die Informationstafel um den nächstbesten Zug ausfindig zu machen. Mein Ziel war es, noch mehr Strecke zwischen unser Dorf und auch zwischen mich und Jamie zu bringen. Die Buchstaben verschwammen immer wieder vor meinen Augen. Ich konnte mich nur mühsam konzentrieren. Es wurde mir alles zu viel. Am liebsten wäre ich hier auf dem Bahnsteig zusammengebrochen. Doch meine letzte Hoffnung war eine entfernte Stadt oder ein Dorf. Also riss ich mich zusammen und las gründlich die Abfahrtszeiten. Es war nun schon bisschen späterer Nachmittag. Da sprang mir ein Name ins Auge: Jewil. Dahin musste ich. Ich spürte es.

Meine Beine trugen mich fast automatisch zu dem entsprechenden Bahnsteig. Ich stopfte meine Gefühle tief hinunter und zwang mich zu einem kleinen Lächeln. Keiner hier sollte mir anmerken wie schlimm ich dran bin. Ich sah auf die große Bahnhofsuhr. Nur fünf Minuten und mein Zug von meinem nächsten Ziel wird einfahren. Meine letzte Hoffnung. In letzter Zeit hatte ich zu oft auf Hoffnung gesetzt, dass sollte ich nun besser vermeiden. Denn die letzten Tage sogar Jahre waren der wahre Albtraum. Ich setzte also alles auf eine Karte, besser gesagt auf diese eine Zugkarte Richtung Jewil.

„Direktzug Richtung Jewil, Abfahrt Sechzehnuhr wird in Kürze eintreffen“, kam die Computer-Stimme aus den Lautsprechern.

Von weitem hörte ich die Räder über die Gleise fahren. Der Zug näherte sich dem Bahnhof.

„Tschüss Jamie“ flüsterte ich, als ich meinen rechten Fuß auf die erste Treppenstufe des Zuges setzte. Ich stieg in den oberen Stock des Zuges und suchte mir ein freies Abteil. Die nächsten Stunden werde ich ein bisschen schlafen müssen und hoffe nicht gestört zu werden.

Erschöpft ließ ich mich auf einen der blauen Sitze fallen, nahm einen großen Bissen von meinem Sandwich, machte es mir gemütlich und döste ein.

„Wach auf!“, hörte ich von weit weg. Ich zuckte zusammen und riss die Augen auf. „Immer die Jugend von heute, schießen sich erst komplett ab und dann nutzen sie die öffentlichen Verkehrsmittel um Schlaf nachzuholen und sich herum chauffieren zu lassen!“, wettete der Kontrolleur vor mir. „Immer diese alte Generation die uns nicht ernst nimmt“, gab ich zurück. Der Kontrolleur starrte mich erst verdutzt an und dann wurde er röter als die überreifen Tomaten die es immer bei uns im Internat gab. Ich zog lächelnd mein Ticket heraus wedelte, damit vor seiner Nase herum und sagte mit einem zuckersüßen Ton: „Danke für die nette Unterhaltung und einen schönen Tag noch“.

Eine Stunde nach diesem kleinen Zwischenfall fuhr der Zug in einem Bahnhof ein. „Endstation, Jewil, bitte alle aussteigen“.

Neugierig schaute ich auf und blickte aus dem Fenster. Draußen sah es ganz anders aus als in Nekofen. Nekofen war das typische Bild von einem kleinen Dörfchen. Jewil war so ziemlich das Gegenteil von einem Dorf. Ich war noch nie hier. Riesige Häuser ragten in die Höhe-Wolkenkratzer. Hunderte Menschen strömten über die Straßen, rannten ins nächst beste Fast Food-Restaurant und kleine Kinder mit Rucksäcken liefen zur Schule. Langsam erhob ich mich von meinem bequemen Sitzplatz. Ich bessas nichts außer ein bisschen Sandwich und wenige Münzen von Jamie. Meine Kleidung hätte auch wiederum einen Waschgang vertragen und seit Tagen hab ich nicht mehr in einem

kuscheligen, bequemen Bett geschlafen. Nun fing für mich aber ein ganz neues Kapitel an.

Hier in Jewil lag meine ganze Hoffnung und meine Zukunft. Ob ich überleben werde und eines Tages wieder mit meinen Kollegen zusammen lachen kann.

Ich verließ den Zug und drehte mich einmal im Kreis. Um mich herum sah es aus wie in NYC. Ich war überwältigt. Was sollte ich als erstes machen? Mit meinem restlichen Geld werde ich nicht wirklich was ergattern können, deshalb entschied ich mich erstmal dazu einen Unterschlupf zu suchen.

Schnellen Schrittes ging ich in die Richtung, aus der ich den ärmeren Teil der Stadt vermutete. Am schlimmsten fand ich den Gestank. In unserem Dorf roch es immer nach Blumen, frischem Gras oder Kühen. Aber der Kuhgestank war nichts im Vergleich zu hier. Überall lagen umgekippte Eimer, Abfall und über den Gestank von Autoabgas will ich gar nicht erst anfangen. Bei uns gab es immer nur die Eisenbahn als Verkehrsmittel. Ich kannte Autos nur aus dem Fernsehen.

Streunende Hunde und Katzen fraßen aus den Tonnen. Arme, zerlumpte Personen saßen am Straßenrand mit einem Becher vor den Füßen oder spielten auf halb kaputten Instrumenten eine schräge Melodie. Dieser Anblick machte mir klar, dass ich genauso schlimm dran war, nur noch nicht bettelnd am Straßenrand saß. So schnell wie möglich ging ich weiter und hielt angestrengt Ausschau. Irgendwo mussten diese Menschen doch auch schlafen, also sollte ich doch auch einen Unterschlupf finden. Die Straßen waren für ihre Verhältnisse und Lage, sogar sehr gut erhalten. „Ey du!“, rief eine Stimme. Ich ging davon aus, dass die Leute hier, quer über die Straße schreiend, sich unterhalten. Also ging ich einfach weiter. „Bist du schwerhörig?“, rief die Stimme von vorhin erneut. Bestimmt irgendein Nachbar, der sich bei seinem anderen Nachbar, über das Wetter oder ähnliches beklagen wollte. „Jetzt sag mal, willst du mich komplett für Dumm verkaufen?“, rief die Stimme. Ich schaute nun doch auf in die Richtung aus der die aggressive, laute und eine Spur kratzige Stimme kam. Ein Mann, ca. zwanzig Jahre alt, hatte sich ein paar Meter entfernt von mir, breit aufgebaut. Der Anblick verängstigte mich ein wenig. Schnell ging ich mein Handeln der letzten zehn Minuten durch. Ich hatte nichts Verwerfliches gemacht, oder? „Soso, ein kleiner Neuankömmling“, meinte der Mann. Verwirrt ging ich einen Schritt auf ihn zu. „Dir ist bewusst, dass du MEIN Revier betreten

hast“, es war keine Frage, sondern ganz klar eine Warnung. Ich nickte langsam. Dann drehte ich mich weg von ihm und lief Schnurstracks geradeaus Richtung Fluss. Zumindest hoffte ich auf einen Fluss, und wo es einen Fluss gab, gab es auch Brücken und mit Brücken hatte ich einen Unterschlupf.

Ein bisschen verwundert war ich schon über die Tatsache, dass mich der Typ von vorhin so einfach davongehen ließ.

Ich blieb also besser aufmerksam. So lief ich, alle drei Sekunden mich umdrehend und komplett angespannt weiter. Konzentriert achtete ich nun hauptsächlich auf mein Gehör, welches leider nicht mehr das Beste ist, durch die andauernde laute Musik mit der ich mich immer zudröhnte.

Vielen Menschen begegnete ich nun nicht mehr, ich musste mich schon ziemlich weit außerhalb der Stadt befinden.

Wenn man so viel Zeit in seinen Gedanken verbringt, merkt man nicht mehr wie schnell die Zeit eigentlich vergeht.

In diesem Außenbezirk gab es keine Wohnhäuser mehr, nur noch Scheunen, alte Fabriken und Blechhütten. Trostlos und verlassen war es hier. Ein bisschen unheimlich fand ich es schon und ich fühlte mich ziemlich alleine, aber trotzdem auch irgendwie sehr beobachtet.

Ich wirbelte nun schon zum hundertsten Mal herum, aber es war niemand hinter mir. Doch ich könnte schwören, dass mich jemand verfolgt oder zumindest beobachtet.

Meine Armhärchen stellten sich auf. Bitte, bitte lieber Gott lass mich beschützen, betete ich. Dann sah ich es. Meine Beine wollten mir wegbrechen. Meine Augen waren weitaufgerissen, mein Kopf war komplett leer. Ich fühlte nur die nackte Angst, meinen Rücken hochkriechen. Meine Zähne fingen an zu klappern. Ich versuchte es verbissen zu unterdrücken aber das funktionierte in etwa so gut, wie es funktionierte, dass ich meine Angst vergessen konnte. Doch dieser Anblick war noch viel, viel schlimmer als der Anblick von dem Etwas.

Eine Gruppe von dem Etwas knabberte hinter einer Mülltonne an Knochen.

Ich wollte schreien, heulen und lachen zu gleich. Es gab noch mehr von diesen Bestien? Ich war wohl wirklich in der Hölle gelandet. Das einzige was ich noch tun konnte war zu hoffen, dass die Gruppe mich nicht bemerkte, doch ich hatte rein gar kein Wissen über die Sinne und die Intelligenz dieser Monster.

Also blieb mir nichts anderes übrig, als ganz leise dahin zurück zu schleichen, wo ich herkam.

Ich hielt den Atem an, lief auf Zehenspitzen langsam rückwärts und ließ die Bestien nicht aus den Augen.

Die schienen aber erstaunlich friedlich, wie sie da so an den Knochen knabberten und nichts um sich herum beachteten. Da kam mir ein Gedanke. Was wenn diese Monster ungefährlich waren, sobald sie gefressen hatten? Das wäre schon mal ein kleiner positiver Aspekt in dieser verfluchten Geschichte.

Trotzdem schlich ich vorsichtig weiter zurück bis ich genug Abstand zwischen mich und die Dinger gebracht hatte. Dann drehte ich mich um und joggte los.

Nach ungefähr zehn Minuten joggen, wagte ich es einen Blick zurückwerfen, doch weit und breit sah ich keines dieser abartigen Wesen.

Also fiel ich in einen langsameren Schritt zurück.

„Ah der kleine Neuankömmling wagt es nochmal mein Revier zu betreten“, hörte ich eine verächtliche Stimme hinter mir. Den hatte ich ja schon komplett vergessen. Ich drehte mich ihm zu. „Ich bin auf der Durchreise“, sagte ich mit einem leicht provozierenden Unterton. „Frech ist er auch noch“, meinte der Typ. „Langsam gefällst du mir“, meinte er mit einem schrägen Lachen.

Ich verschränkte die Arme vor meiner Brust. „Ich mach doch nur Späßchen, hier unterstützen sich alle gegenseitig und ich wollte dich nicht den kleinen hässlichen Bestien aussetzen...“, er sah mich ein bisschen bemitleidenswert an, „Anscheinend hast du aber schon Bekanntschaft mit ihnen gemacht“, bemerkte er.

Ich lachte überfordert auf. „Das ist untertrieben“, sagte ich.

Erwartungsvoll sah mich der Mann an. Irgendwie hatte ich aber kein Interesse daran, ihm meine halbe Lebensgeschichte zu erzählen.

„Kannst du mir vielleicht einen Unterschlupf verschaffen?“, fragte ich ohne wirklich daran zu glauben, dass er mir helfen möchte.

Er musterte mich von oben bis unten und schwieg. Unangenehme Stille. Ich bereitete mich schon mal innerlich auf eine kalte Nacht, auf der Müllhalde, mit der ständigen Angst, dass mich eines der Ungetüme als Mitternachtssnack verspeisen möchte vor.

„Folge mir“, sagte er da plötzlich. Überrascht hob ich den Kopf.

„Sean“, sagte er und hielt mir die Hand hin. „Charlie“, sagte ich und schlug ein.

Ein leichtes Lächeln zog sich über sein Gesicht. Er war mir direkt sympathisch.

Ich lief ihm durch die ganzen dunklen Gassen und Hallen hinterher. Hier sah es schlimmer als in jedem Horrorfilm aus und ich konnte mich nur schwer beherrschen um die Fassung nicht zu verlieren. Jedes Mal, wenn etwas quietschte oder raschelte wirbelte ich verängstigt herum. Ich glaubte außerdem die ganze Zeit Schritte hinter uns zu hören. Im Stillen betete ich, dass es nicht die Bestien waren.

„Charlie?“, fragte Sean. „Ja?“, fragte ich mit zitternder Stimme. „Du bist richtig bleich geworden und zitterst leicht“, bemerkte Sean. Schnell richtete ich den Blick auf den Boden. Vor ihm wollte ich keine Schwäche zeigen. „Mir geht's gut“, sagte ich so überzeugend wie nur möglich. Sean schien es mir nicht ganz abzukaufen, aber er ließ mich nun wenigstens in Ruhe.

„Was machst du eigentlich überhaupt hier in der Stadt?“, fragte Sean nach einer Weile. „Jewil hat schön geklungen“, sagte ich. Sean drehte sich zu mir um und musterte mich mit hochgezogenen Augenbrauen. Er schien mir auf die Schliche zu kommen.

Schweigend führte mich Sean durch eine alte Fabrik. Der Staub war mindestens einen halben Meter hoch und wurde nur durch einen kleinen Pfad aus Fußspuren unterbrochen. Auf genau diesem Pfad liefen wir nun durch die riesige Halle. Ein paar brüchige Regale standen an den Wänden, ansonsten schien die Halle leergeräumt. Die Fenster waren Bodentief, trotzdem konnte man nicht so gut durch die staubigen Scheiben nach draußen blicken. Sean blieb vor einer großen Türe am Ende der Halle stehen. Langsam drückte er die Klinke herunter.

Doch sie rührte sich nicht. Ärgerlich würgte Sean daran herum. „Darf ich mal?“, fragte ich. „Ich glaube nicht, dass das was bringt aber bitte sehr“, Sean tritt einen Schritt zur Seite.

Ich kniete mich vor die Türklinke und holte eine Haarspange die ich immer bei mir für solche Fälle hatte aus meiner Hosentasche und fing an im Schloss herumzustochern. Sean fing an zu lachen. Verwirrt schaute ich zu ihm hoch. „Was?“, fragte ich bissig. Er schob mich sanft zur Seite und drückte einfach die Klinke herunter. „War das ein Test?“, rief ich ein bisschen beleidigt. Er lachte bloß weiter. „Du bist einer der normalsten Menschen die ich in letzter Zeit hier aufgegabelt habe“, sagte Sean. Er schaute mir tief in die Augen. Diesen Blick kannte ich sonst nur von meinen Kollegen. Bei uns war er sozusagen ein Vertrauensblick um zu prüfen ob man den anderen trauen konnte.

„Also was machst du wirklich hier?“, fragte Sean.

„Bin auf der Flucht“, antworte ich knapp. „Bitte verständlicher“, sagte Sean und öffnete dabei meinen Ton nach. „Du sagtest doch bereits, dass du die Bestien auch kennst?“, er nickte. „In meiner Heimat hat es so ein Wesen auf mich abgesehen und auch Forscher die die Bestie erforschen wollen“, sagte ich. Sean sah mich nachdenklich an. Glaubte er mir immer noch nicht?

„Aha“, sagte er nur. „Vor der Bekanntschaft mit der Bestie, sind meine Freunde und ich aus unserem Internat ausgebrochen“, fügte ich hinzu.

Sean sah aus als ob er nur auf diesen Zusatz gewartet hatte. Verständnissvoll nickte er. „Draufgängerisch, hm?“, meinte er. Ich lachte leicht auf.

„Also was willst du nun mit mir anstellen?“, fragte ich ihn.

„Ausnehmen, kochen, rösten, dekorieren und als Abendessen verspeisen“, sagte er in möglichst ernstem Ton. „Sonst noch was?“. „Vielleicht hänge ich dich auch zu meinen anderen Trophäen an die Wand“, überlegte er. „Ach was ne gute Idee“, meinte ich. Er lachte und gab mir ein Zeichen ihm weiter zu folgen.

Hinter der Tür erwartete uns, ein bis auf einen kaputten Basketballkorb, leeren Platz. Sean lief zu einer Lücke im Zaun der den Platz umgab und kroch hindurch. Zögernd folgte ich ihm. Weiter hinten erkannte ich eine brüchige, verwiterte Tür eines Häuschens. Sean sah sich vorsichtig um, bevor er auf die Tür zu ging. Ich tappte ihm hinter her. Er hob einen Blumentopf ein paar Meter neben der Tür an und holte einen Schlüssel hervor. Er schloss die kaputte Tür auf. „Wieso benutz du überhaupt noch einen Schlüssel für dieses kaputte Ding? Die kann man bestimmt auch so öffnen“, sagte ich. Sean schüttelte den Kopf leicht, gab mir aber keine Antwort. Ich folgte ihm in das Häuschen. Drinnen schlug mir ein unangenehmer Geruch entgegen. „Entschuldigung, ich sollte mal wieder lüften“, murmelte er.

Von den Wänden blätterte die Farbe ab und überall lagen leere Flaschen, Dosen, Verpackungen und Tüten.

Der Geruch stieg von den Mülltüten die schon lange überfällig zu entsorgen waren auf. Dieser ganze Anblick verstieß einen Stich meinem Herz. Man wusste immer das es anderen Menschen schlecht ging, aber wenn man es selbst mit ansehen kann und es am eigenen Leib erfährt, ist es noch tausendmal schmerzlicher. In dem Moment war ich zu überfordert als dass ich irgendwas sagen geschweige denn tun konnte. Sean bemerkte meine Bedrücktheit und versuchte mich aufzuheitern in dem er mir seinen Mini-Kühlschrank präsentierte. „Lust auf Cola?“, fragte er. „Gerne“, meinte ich. Die Cola war zwar schon abgelaufen, aber die wird schon genießbar sein. Davon abgesehen hatte ich auch schon lange nichts mehr getrunken oder gegessen. Dankbar nippte ich an der Cola während er mir seinen kleinen Unterschlupf präsentierte.

Immerhin hatte er ein paar zerfetzte Matratzen, mehrere Sitzsäcke, Kissen und sogar ein Klo. „Wieso lebst du hier?“, wagte ich irgendwann zu fragen. „Meine Mutter war alleinerziehend, an meinem achtzehnten Geburtstag ist sie an einem Herzinfarkt gestorben. Von da an musste ich mit ihrem Geld, offene Rechnungen bezahlen. Bis ich irgendwann hier

auf der Straße stand“, er machte eine kurze Pause, „So schlimm ist es aber gar nicht. Man lernt neue Menschen kennen, jeder hier auf der Straße unterstützt sich gegenseitig und wir leben von den Abfällen der Reichen“. Ich schluckte kurz um alles zu verdauen. „Und ich dachte ich hätte ein mieses Leben“, flüsterte ich. „Deins scheint ehrlicher Weise auch viel schlimmer, ich meine, Internat und so. Ich hatte zuvor ein schönes Leben in der Stadt in einem großen Apartment“, er seufzte. Wir jammerten noch lange über unser Leben dem anderen vor. Irgendwann schlief ich dann aber auch ein.

Am nächsten Morgen weckten mich hässliche Geräusche. Ich riss meine Augen auf und schoss in die Höhe. Dieses laute Atmen und diese Geräusche von Zähnen die über Knochen schaben, kannte ich nur zu gut. Ängstlich schaute ich in die Richtung aus der ich die Geräusche vernahm. Ich stieß einen lauten, schrillen Schrei aus. Was ich da erblickte werde ich vermutlich nie mehr aus meinem Gedächtnis löschen können. Nein, ich möchte es gar nicht beschreiben. Es zerriss mir so das Herz, dass ich mich nicht bewegen konnte. Es war so dumm von mir mich sicher und beschützt zu fühlen. ES war hier. Nicht leise, nicht unbemerkt, nicht spurlos. Seans Matratze war blutverschmiert. Mehr möchte ich nicht erzählen. Aber hier sah es schlimmer aus als man es sich zuvor nur hätte vorstellen können. Keiner der Horrorfilme die ich so gerne mit meinen Kollegen schaute, kommt an diesen Anblick heran.

Ich saß immer noch völlig erstarrt auf meiner Matratze. Ich hatte gerade erst mich wieder wohl gefühlt, dachte ich hätte einen neuen Freund gewonnen und hatte Hoffnung für mein Leben. Alles durch diese eine blutrünstige Bestie zerstört. Sie hatte Sean getötet. Ich konnte nicht mehr sagen was von dem Haufen da er ist und was Matratze ist. Eins konnte ich aber sagen: Ich musste schleunigst hier verschwinden. Wieso hat sich dieses Monster noch nicht auf mich gestürzt? War es satt? Egal keine Zeit! Wenn diese Kreaturen nie ausgelöscht werden, werde ich wohl für immer vor ihnen auf der Flucht sein. Aber wie kam es überhaupt hier herein? Eine kleine Träne rann meine Wange herunter. Sean hatte sich in mich hineinversetzen können und wusste wie er mich aufheitern konnte. Nun hatte dieses Ding aber ihn erwischt obwohl es, es sicher auf mich abgesehen hatte. Ich hatte es überhaupt erst hierhergeführt, ich war schuld an seinem Tod.

„Es tut mir leid“, flüsterte ich. Denn ich wollte nicht unnötig Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Vorsichtig schlich ich hinter dem Ding durch, zur Tür. Welche nicht mehr existierte. Ein offener Durchgang war nun da. Ein paar Holzstücke die einmal die Tür bildeten lagen hier herum. Dieses Biest wusste also, dass wir hier drin sind. Langsam frage ich mich ob ich einen Sender eingebaut habe oder wieso ziehe ich ES immer an?

So schnell ich konnte kroch ich durch die Zaunlücke, rannte durch die Fabrik und lief die vielen Gassen entlang. Immer wieder drehte ich mich um, um zu prüfen, dass ES mir nicht folgte. Doch nirgends erspähte ich diese grauenhafte Kreatur.

Dass Sean einfach tot war wollte mir nicht in den Kopf. Aber ich sah es mit eigenen Augen. Leider. Es tat so weh. Ich hatte ihn wirklich lieb gewonnen.

Dass schlimmste war aber auch, dass er meinetwegen sterben musste. Mit dieser Schuld kann ich doch niemals weiterleben!

Ich wollte hier auf der Stelle zusammenbrechen oder aufwachen so, dass das alles nur ein schrecklicher Albtraum war. Aber nichts der Gleichen geschah.

Von weitem hörte ich das lebendige Jewil. Da waren alle glücklich, stinkreich und schlugen sich zu jeder Tageszeit die Bäuche voll. Ich dagegen war schon komplett abgemagert und meine Kleidung fing an zu schlottern an meinen Beinen. Mein Inneres fühlte sich zerstört an. Mein Herz schien nicht mehr zu existieren vor lauter Schmerz. Zu all meinen Problemen kamen immer noch mehr Probleme dazu. Aber was zur Hölle waren diese Bestien bloß? Seit wann gibt es sie? Warum hatte ich zuvor nie eine davon getroffen?

Ich versuchte alles aus meinem Kopf zu verbannen und mich auf meine weitere Flucht zu konzentrieren; dass wenigstens ich am Leben blieb. Auch wenn ich es alles andere als verdient hatte.

Als ich wieder meinem Hirn erlaubte in Gedanken abzuschweifen saß ich auf einem der bequemen Zugsitzen und fuhr in eine unbekannte Richtung. Keine Ahnung wohin der Zug geht. Ich wollte nun nur noch sterben oder alle meine Kollegen in die Arme schließen und dass alles gut wird.

In diesem Moment riss ich meine Augen auf und blickte geradewegs in die türkisenen Augen von Jamie.

Was ist bloß passiert?